

Mutterliebe

Autor(en): **Scheurer, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 45

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646923>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mutterliebe. *)

Von Robert Scheurer.

In einer kleinen Hütte wohnte
 Seit vielen, langen Jahren schon
 Allein mit ihrer einz'gen Ziege
 Die alte Mutter Fénelone.
 Mit Geismilch und hartem Brote
 Nährt' sich die Frau tagein, tagaus;
 Und dann und wann formt' sie ein Käsechen,
 Doch nimmer war's zum eig'nen Schmaus;
 Denn klopf' ein Armer müd' und hungrig
 Ans Heim der Mutter Fénelone,
 Gleich reicht' die Gute ihm ein Käsechen
 Und sprach: „Nehmt dies für meinen Sohn!“
 Und ward mal Einer wunderföhlig
 Ob dieser rätselhaften Sprach',
 So zog ihn die barmherz'ge Alte
 Mit ernster Miene ins Gemach:
 „Mein Sohn ging fort vor vielen Jahren.
 Nie schrieb er heim. Kam nie zurück.
 Ob ihn schon fremde Erde decket?...
 Ob blendet ihn des Lebens Glück?...
 Ein Käselein meiner lieben Ziege,
 Das beste, was die Hütte beut,
 Wird jedem Heischenben geschenkt
 Als Scherflein der Barmherzigkeit.
 Sollt' arm mein Kind die Welt durchirren,
 Wird' Nächstenliebe ihm zuteil
 Wie ich es jedem Dürft'gen tue;
 Der Mutter Wohlthat sei ihm Heil!“

Die Jahre schwanden. Eines Abends
 Ein fremder Mann durchs Gärtlein Schritt.
 Da stutzt' er. Eine Krankenschwester
 Teilt' ihm den Tod der Greisin mit.
 Erblichend stürzt' der Mann ins Stübchen.
 Im Sarg lag Mutter Fénelone
 Und auf dem Tisch ihr letztes Käsechen,
 Ein Zettel drauf: „Für meinen Sohn!“

*) Geschehen in einem Dorfe der Vendée.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller.

Brandolf, ein junger Rechtsgelehrter, eilte die Treppe zum ersten Stodwerk eines Hauses empor, in welchem eine ihm befreundete Familie wohnte, und wie er so in Gedanken die Stufen übersprang, stieß er beinah' eine weibliche Person über den Haufen, die mitten auf der Treppe lag und Messer blank scheuerte. Es war ihm, als ob mit einem der Messer nach seiner Ferse gestochen würde; er sah zurück und erblickte unter sich das zornrote Gesicht eines, soviel er wegen des umgeschlagenen Kopfstüches sehen konnte, noch jugendlichen Frauenzimmers, welches er für ein Dienstmädchen hielt. Grolend, ja böse blickte sie nieder auf ihre Arbeit, und Brandolf trat unangenehm betroffen in die Wohnung seiner Freunde. Dort untersuchte er den Absatz seines Stiefels und fand, daß wirklich eine kleine Schramme in das glänzende Leder gestochen war.

„Es ist doch ein Elend mit uns Menschen!“ rief er aus; „täglich sprechen wir von Liebe und Humanität, und täglich beleidigen wir auf Wegen, Stegen und Treppen irgend ein Mitgeschöpf! Zwar nicht mit Absicht; aber muß ich mir nicht selbst gestehen: wenn eine Dame im Atlaskleide auf den Stufen gelegen hätte, so würde ich sie sicherlich beachtet haben! Ehre dieser wehrbaren scheuernden Person, die mir wenigstens ihren rächenden Stachel in die Ferse gedrückt hat, und wohl mir, daß es keine Achillesferse war!“

Er erzählte den kleinen Vorgang. Alle riefen: „Das ist die Baronin!“ und der Hausvater sagte: „Lieber Bran-

dolf, diesmal hat Ihre humane Düstelei den Gegenstand gänzlich verfehlt! Die Dame auf der Treppe ist eine wahrhaftige Baronin, die aus reiner Bosheit, um den Verkehr zu hemmen, und aus Geiz, statt ihre Innenräume zu brauchen, die gemeinsame Treppe mit Hammerschlag beschmutzt und Messer blank setzt und dabei aus Adelsstolz uns Bürgerliche weder grüßt noch auch nur ansieht!“

Bewundert über diese seltsame Aufklärung, ließ sich Brandolf das Nähere berichten. Die Baronin war vor einigen Wochen in das Haus gezogen, in die jenseitige kleinere Hälfte des Stodwerkes, und hatte alsobald ihren prunkenden Namen an die Türe geheftet, zugleich aber einen Zettel vor das Fenster gehängt, welcher eine möblierte Wohnung zum Vermieten ausbot. Schon waren einige Fremde dagewesen, aber keiner hatte es länger als ein paar Tage ausgehalten, und sie waren mittels Bezahlung einer tüchtigen Rechnung entflohen. Wer in die aufgestellte Falle dieser Miete ging, der durfte in seiner Stube nicht rauchen, nicht auf dem prunkhaften Sofa liegen, nicht laut umhergehen, sondern er mußte die Stiefeln ausziehen, um die Teppiche zu schonen; er durfte nicht im Schlafrock oder gar in Hemdsärmeln im Fenster liegen, um die freiherrliche Wohnung nicht zu entstellen, und überdies befand er sich wie ein hilfloser Gefangener, weil die Baronin keinerlei Art von Bedienung hielt, sondern alles selbst besorgte und daher jede Dienstleistung rundweg verweigerte, welche nicht in der engsten Grenze ihrer Pflicht lag. Sie stellte alle Morgen eine Flasche frischen Wassers hin und füllte am Abend das Waschgesehrr; sonst aber reichte sie nie ein Glas Wasser, und wenn der Mietmann am Verschmachten gewesen wäre. Das alles begleitete sie mit unfreundlichen, oder vielmehr meistens mit gar keinen Worten. Niemand kannte ihre Verhältnisse und woher sie kam; mit niemandem ging sie um, und wenn ihre häuslichen Beschäftigungen sie an den Brunnen, in den Hof, unter die Mägde und Dienstleute führten, so fuhr sie wie ein böser Geist schweigend unter ihnen herum.

Kurz, man war übereingekommen, daß sie ein ausgemachter Teufel und Unhold sei, welcher sein menschenfeindliches und räuberisches Wesen auf eigene Faust betriebe und hauptsächlich den Plan gefaßt habe, durch sein Benehmen einen häufigen Wechsel der Mieter zu veranlassen, um folchergehalt viele kleine, aber dennoch übertriebene Rechnungen auszustellen und überschüssige Mietgelder einziehen zu können, wenn die Verunglückten vor der Zeit wegzogen. Und dieser Plan, wenn er wirklich bestand, war allerdings nicht übel, da das Haus in einer lebhaften und schönen Straße lag, welche immer aufs neue anständige und wohlhabende Fremde herbeilockte, die dann froh waren, sich bald loszukaufen und andern Platz zu machen.

Als diese Schilderung, verwebt mit noch vielen absonderlichen Zügen, beendet war, fühlte Brandolf eher ein geheimes Mitleid mit der bösen Baronin, als Zorn und Verachtung, und als die Freunde ihn scherzweise fragten, ob er nicht ihr Hausgenosse werden und bei der wunderlichen Nachbarin einziehen wolle, erwiderte er ernsthaft: „Warum nicht? Es käme nur darauf an, die Dame in ihrem eigensten Wesen an der Kehle zu packen und ihr den Kopf zurechtzusetzen!“

Da er aber sah, daß die Frau des Hauses nicht geneigt war, des weitern auf diesen Scherz oder Gedanken einzugehen, so schwieg er, kam aber für sich darauf zurück, als er auf der Straße bemerkte, daß die Vermietungsanzeige eben wieder vor dem Hause hing.

Brandolf konnte gar nicht begreifen, wie man bösen und ungerechten oder tollen Menschen gegenüber in Verlegenheit geraten und den kürzern ziehen könne. So gutmütig und friedfertig er im Grunde war, empfand er doch stets eine rechte Sehnsucht, sich mit schlimmen Rätzen herumzuzanken und sie ihrer Tollheit zu überführen. Wo er von erlittenem Unrecht hörte, wurde er noch zorniger über die, welche es duldeten, als über die Täter, weil durch das